

Ramon Llull

Der Vater, ein tapferer Ritter, hatte seinem König geholfen, Mallorca den Mauren wieder zu entreißen. Und als er die wilde Schönheit dieser Insel sah, beschloß er, dort zu bleiben, am neuen Hofe Jakobs des Eroberers, der dem vielsprachigen Königreich Aragón noch mehr Weite und Größe zu geben wußte. Das gebirgige kleine Stammland in Spaniens Nordosten war schon seit hundert Jahren mit Katalonien vereint, der stolzen Seefahrernation. Dazu kamen Valencia und das Roussillon mit Montpellier; später, als Ramon Llull schon ein berühmter Mann war, auch Malta, Sardinien und das Königreich Sizilien.

Auf Mallorca wurde er 1232 geboren, drei Jahre nach der Eroberung der überwiegend von islamischen «Sarazenen» bewohnten Insel. Man arrangierte sich miteinander, das Übliche im Spanien des Mittelalters, dessen Nationalheld, der Cid – «unbesiegter Fürst, Feldherr und Glaubensverbreiter», wie er selbst sich nannte –, doch auch dem Maurenkönig von Zaragoza als Prinzenerzieher diente und der seine berühmten Schlachten nicht nur auf christlicher Seite schlug.

So wuchs Ramon, der fröhliche junge Page, in einer Welt kultureller Farbigkeit heran, die dem begabten künftigen Troubadour wohlgefiel. Sehr jung noch ernannte ihn sein König zum Erzieher der jüngeren Prinzen, eine Ehre für ihn wie einst für den Cid, und während in Palma de Mallorca die Mauern der gewaltigen Kathedrale langsam emporwuchsen, wurde er höch-

ster Verwalter am Hofe, heiratete 1257, hatte zwei Kinder. Er beherrschte alle ritterlichen Künste, und als dichtender Troubadour erfand er sich wilde Liebesabenteuer und ein gewaltiges Sündenregister. Er brauchte das, wie er lächelnd schrieb, für sein Werk als Spannung und Kontrast.

Doch Spannung und Kontrast brachen sechs Jahre nach seiner Heirat auch in sein geordnetes höfisches Leben ein. Er selbst berichtete, wie er eifrig mit der Niederschrift eines leidenschaftlichen Liebesgedichts beschäftigt war, als ihn eine erschreckende Erscheinung überfiel. Er sah «den gekreuzigten Herrn Jesus Christus zu seiner Rechten. Die Vision erfüllte ihn mit Angst. Er legte alles aus den Händen und begab sich zu Bett, um zu schlafen.» Aber diese Flucht nützt dem schon gut dreißigjährigen Ramon nichts. Die Vision wiederholt sich noch viermal, immer beim Schreiben des Liebesgedichtes. Und dann, «nach einer schrecklichen schlaflosen Nacht» erkennt er, wie er in seiner einem Mönch in dritter Person diktierten Autobiographie erzählt: «Gott wollte, daß er sich von ganzem Herzen, mit seinem ganzen Sein, in den Dienst Christi stelle.»

Praktisch, wie er veranlagt war, überlegte er gleich, wie dieser Dienst aussehen solle, und schon dranges in sein Herz wie ein Befehl: «Er sollte ein Buch zur Bekehrung der Ungläubigen schreiben, und zwar das beste der Welt.» Ramon Llull bleibt also bei seiner dichterischen Begabung und geht aus von den Gegebenheiten seiner Umwelt, die reich an «Ungläubigen» war. Später nennt man ihn «den Vater der katalanischen Spra-

che», eine Rolle, mit der Luthers vergleichbar, und vor allem Vater der durch Ramon begründeten katalanischen Literatur.

Er aber fragt nur noch nach seinem christlichen Dienst, ändert radikal sein Leben, unternimmt Pilgerfahrten und Bildungsreisen, arbeitet zehn Jahre eisern an sich, verbessert sein dürftiges Latein und kauft sich in Palma einen arabischen Sklaven als Hauslehrer, denn Arabisch will und muß er nun lernen. Seine Pläne gehen weit über die Heimat hinaus: er will den Moslems, die ihn mehr interessieren als die keine Weltmacht darstellenden Juden, im Herzen ihrer islamischen Länder begegnen, will in Frieden überzeugen. Ein gigantischer Plan, weshalb man ihn später «den größten Moslemmissionar des Mittelalters» nennt, ihn nach seinem Märtyrertode seligspricht, Kapellen und Denkmäler auf Mallorca errichtet. Sein Kirchenfest ist der 3. Juli.

Während Ramon sein neues Leben plant und gestaltet, beantragt seine Frau Blanca eine Rente, «weil ihr Mann ein Kontemplativer wurde». Dieser hat sich zur Kontemplation auf den Berg Randa zurückgezogen, jene Erhebung bei Lluchmayor nordöstlich von Palma, die an ihrem Fuße ein Zisterzienserkloster hatte. Auf diesem Berge nun wird Ramon sein zweites überwältigendes Erlebnis zuteil. Ungewiß noch, wie denn das beste Buch der Welt aussehen solle, erfährt er eine Erleuchtung wie einstmals Mose auf dem Berge Sinai. Gott selbst gab ihm die «Form und Methode» seines Buches ein. Von nun an nennt man ihn den «Doctor illuminatus», von nun an wird er dieses Buch sein Leben

lang in immer neuen Varianten schreiben. Große Werke waren ihm schon aus der Feder geflossen, das «Buch vom Heiden und den drei Weisen» und vor allem das 3000 Seiten starke Kontemplationsbuch, «Libre de contemplació en Déu», das in 366 Kapiteln, eines für jeden Tag des Jahres, Schaltjahre mitberücksichtigt, alles himmlische und irdische Wissen in Gebetsform betrachtet – ein gigantischer Dialog des wahrheit-suchenden künftigen Missionars mit seinem Gott. Nun aber, 1274 auf dem Berge Randa, erfährt er, wie seine Überzeugungskunst gestaltet werden muß, und er beginnt gleich mit der «Ars compendiosa inveniendi veritatem», der «Zusammengefaßten Kunst der Wahrheitsfindung», die er immer weiter bis zur «Universalen Kunst» entwickelt. Dieses Lebenswerk wird weiterwirken von Cusanus über G. Bruno bis hin zu Leibniz. (Heute sehen einige in Lull wegen der mathematischen Selbsttätigkeit seiner Methoden sogar den Vorläufer der Informatik.)

Er geht von dem Gedanken aus, daß er seinen in ihrem eigenen Glauben starken Gesprächspartnern nicht dogmatisch kommen darf. Um ihnen jene Glaubenswahrheiten nahezubringen, die, Kern des Christentums, für sie absurd sind, muß er von dem ausgehen, was sie selbst glauben und lieben: von ihrem Gottesbild. Dann muß es möglich sein, daß Gott selbst sie die Wahrheit seiner Menschwerdung und seines trinitarischen Wesens lehrt. Darum gehen alle «Künste» von den Attributen, den Eigenschaften oder «Vollkommenheiten» Gottes aus, sie sind die Axiome oder «unwiderleglichen Gründe», die methodisch mit dem

Menschenmöglichen, mit relativen Prinzipien denkender Ordnung, mit Tugenden und lenkenden Systemen des Fragens verbunden werden.

Alles konkretisiert sich nun. Llull reist nach Montpellier, wo zur Zeit sein einstiger Zögling König Jakob II. hofhält, und unterbreitet ihm seinen Plan zur Gründung eines Missionskollegs auf Mallorca. Der König zieht einen gelehrten Franziskaner zu, der Ramons Schriften prüft. «Überrascht» stellt er ihre Rechtgläubigkeit fest, ja, das Große Kontemplationsbuch begeistert ihn! Das Missionskolleg wird in Miramar auf Mallorca gegründet, an der herrlichen Steilküste, das Mittelmeer im Blick, und im November 1276 wird es vom Papst bestätigt. Dreizehn Franziskaner sind schon dort, die Arabisch lernen und die Llull selbst in seiner Missionskunde unterweist.

Aber er will mehr, will solche Kollegs in aller Welt, will seine Kunst auch endlich angewendet wissen. Vorbei sind die Zeiten ruhiger Kontemplation. Ein Reiseleben beginnt, das Ramon über die halbe (damals bekannte) Erde führt, zu den Großen der Welt und der Kirche, nach Rom, Jerusalem und Zypern, nach Italien und – damit beginnt seine unmittelbare Mission – nach Nordafrika zu den Moslems. Bei den Christen hat er nach dem ersten Miramar-Erfolg wenig Verständnis gefunden; so wird er – und er empfindet es bitter – zum Selfmade-Missionar, reist dreimal – 1281, 1290 und 1307 – nach Tunis und Bugia, kehrt immer wieder unverrichteter Dinge und nur knapp mit heiler Haut zurück. Die jeweiligen Gefängnisaufenthalte dort sind ihm willkommener Anlaß zu religiösen Gesprächen,

und zäh und voller Liebe hofft er, daß doch die Wahrheit seiner Worte – Gottes Wahrheit – am Ende siegen werde.

Seine Schriften, seine Reisen, seine Hartnäckigkeit machen ihn berühmt, die Sorbonne holt ihn als Lehrer mehrfach nach Paris, in der Rue de la Bûcherie nah Notre-Dame lehrt er in lateinischer Sprache seine Künste. Später wird man ihm falsche Bücher unterschieben, ihn für einen großen Magier halten, was seine Heiligsprechung verhindert – aber noch lebt er inmitten der großen geistigen Auseinandersetzungen des hochmittelalterlichen Europa, bekämpft die Lehre des Averroes, liest Schriften der mystischen Theologie und der Scholastik und vergißt über dem allem auch nicht seine dichterische Begabung, schreibt große Werke von literarischem Wert in seiner Muttersprache Altkatalanisch. Auch in Genua, dem Ausgangshafen seiner Schiffe, hält er sich länger auf, und bei Pisa kann er nach einem Schiffbruch an Land schwimmen, bleibt dort im Dominikanerkloster, vollendet seine «Kunst». Innerlich fühlt er sich den Franziskanern nah, gern wäre er einer der Ihren geworden, stünde dem nicht sein Status als Ehemann und Vater entgegen. Ein guter Vater übrigens, stets um die Entwicklung seiner Kinder besorgt.

Sein großer Ruf als kämpferisch-christlicher Denker trägt ihm auch eine Einladung ein zum Konzil von Vienne, das 1311/12 tagt und ihm Gelegenheit gibt, seinem Gedanken der Missionskollegs, an denen orientalische Sprachen gelehrt werden, Freunde zu gewinnen. So kommt es zu dem Plan, Seminare in Rom

und Bologna, in Paris, Oxford und Salamanca zu gründen, als «Sprachenkanon Papst Clemens' V.» die Wiege der europäischen Orientalistik. Llull schien es ein erster Schritt zu seinem Ideal einer christlich in Frieden geeinten Menschheit.

Aber noch einmal zieht es Ramon nach Tunis, 1314 schiffte er sich ein, mit einem Schreiben Jakobs II. an den moslemischen König von Tunis versehen, in dem dieser gebeten wird, den alten Mann zu schützen. Ramon ist 82, und fast zwei Jahre geht alles gut. Aber dann, wohl im Januar des Jahres 1316, treibt ihn sein feuriger Geist zu Wagnissen, die sich dem königlichen Schutz entziehen. Er wird von einer aufgebrachten Menge in Bugia (Bougie, Algerien) auf offener Straße gesteinigt. Und der größte Wunsch seiner Liebe erfüllt sich: Er darf als Märtyrer sterben. Auf dem Meer, beim Anblick der Küste von Mallorca, tut er den letzten Atemzug.

Sein Sarkophag steht heute in der Franziskanerkirche von Palma de Mallorca, im Franziskanerhabit wurde er auch wunschgemäß begraben. Der Sarkophag trägt eine Aufschrift, die seinem Buch «Der Baum der Liebesphilosophie» entnommen wurde. Sie beginnt:

Hier ruht der Freund.
Er starb für den Geliebten
und aus Liebe.

Die Perle

Ramon Llulls «Buch vom Freunde und vom Geliebten» (*Libre de Amic e Amat*) gilt als sein berühmtestes Werk, ausgezeichnet durch literarische Schönheit, Intensität und Übersichtlichkeit. Die «Perle» seines Schaffens nannte man es, auch das «Juwel christlicher Mystik» – beides in seiner Rezeptionsgeschichte immer wiederkehrende Ausdrücke, die auf den Glanz, den facettenreichen Schliff dieser durch Kürze ausgezeichneten Texte schließen lassen.

Es galt als das Lieblingsbuch des spanischen Königs Philipp II., fand sich in der Bibliothek des jungen Jesuitenordens und zwischen den 74 Llull-Bänden des Kardinals Jiménez de Cisneros, der 1508 die berühmte Humanisten-Universität von Alcalá de Henares gegründet hatte. Bald wird dort auch ein Raimundus-Lullus-Lehrstuhl errichtet, nicht der erste und nicht der einzige im spanisch-aragonesischen Einflußbereich. Aber die Lehre in Alcalá war besonders wichtig wegen ihrer Beziehung zur großen spanischen Mystik des 16. Jahrhunderts. Jeder, der auf der Höhe der Zeit sein wollte, studierte hier einige Semester, und die kluge Teresa von Ávila gründete in Alcalá ein Studienkolleg für ihren Orden, das auch Johannes vom Kreuz eine Weile leiten mußte.

Llull hatte sein wohl allmählich und ursprünglich selbständig entstandenes kleines «Buch vom Freunde und vom Geliebten» in einen umfangreichen Roman eingeschlossen, den «Blaquerna» (1283–?). Der Held

ist nach der Blachernai-Basilika in Konstantinopel benannt, in der 1277 ein Vertrag zwischen griechischer und lateinischer Kirche ratifiziert wurde. Für Llull ein Symbol des gesuchten Weltfriedens. Der Held Blaquerna durchläuft eine konsequente Entwicklung. Als junger Mann möchte er Eremit werden, aber man sagt ihm, erst einmal müsse er die Welt kennenlernen und sich im Leben bewähren. Er bleibt der geistlichen Richtung treu, wird Priester, Bischof, Kardinal, dann Papst in Rom. Von hier aus wird es ihm möglich, seine Weltfriedenspläne in die Tat umzusetzen. Seine Kardinäle verwalten Ministerien, die nach den Sätzen des «Gloria» der Heiligen Messe eingeteilt sind und arbeiten. Sie senden Botschafter in alle Welt, sehen selbst nach dem Rechten und bemühen sich, vom Umdenken jedes einzelnen her das Ganze zu bessern. Ziel ist eine Organisation internationaler Zusammenarbeit, die regelmäßig tagt. Das Vorbild Christi lenkt die äußeren Aktivitäten, Gebet und Meditation helfen zu innerer Wandlung auf dem Wege zu einer friedlicheren Welt und einem künftigen Heil.

Als nun die erdumspannende Arbeit (Llulls Erde war noch überschaubar) gut organisiert ist, kommt Papst Blaquerna zu dem Schluß, daß ein Gedeihen nur zu erhoffen ist, wenn es vom Gebet unterstützt wird. Man braucht einen Gebetsdienst, denn kontemplatives Beten, das zugleich den Betenden formt und das Herz Gottes bewegt, ist ein weltgestaltender Faktor. Damit ist auch die Erfüllung von Blaquernas Lebenswunsch in greifbare Nähe gerückt. Als seine Kardinäle dem Gedanken zustimmten, «kniete er nieder», so berichtet

Ramon, und bat die Kardinäle, ihn auf sein Pontifikat verzichten zu lassen, um den «Gebetsdienst» übernehmen zu können. «Da knieten alle Kardinäle nieder und lehnten die Bitte ab.» Aber der Papst weinte und bat so sehr, daß sie sich schließlich erweichen ließen.

Blaquerna zieht in eine stille, schön gelegene Einsiedelei und ist in seinem kontemplativen Dienen glücklich. Doch kann er nicht verhindern, daß sich sein Ruf verbreitet. Und so kommt eines Tages ein anderer Eremit zu ihm und bittet ihn, doch für seine «Kollegen» ein Kontemplationsbuch zu schreiben.

Blaquerna denkt lange nach, und im Gebet wird ihm deutlich, daß es für eine gute Kontemplation vor allem der Kraft der Liebe bedarf. «Und so kam es ihm in den Sinn, ein «Buch vom Freunde und vom Geliebten» zu schreiben, wobei mit dem Freunde jeder treue und gläubige Christ gemeint war und mit dem Geliebten Gott, unser Herr.»

Dabei kann Blaquerna auf ein hilfreiches Buch aus seiner Papstzeit zurückgreifen; einer seiner Kardinäle hatte es ihm aus der «Bereberei» gesandt mit eben dem genannten Titel. In diesem Buch wird erzählt, «wie gläubige Menschen Lieder von Gott und der Liebe dichteten, und wie sie um der Gottesliebe willen die Welt verließen und ein armseliges Wanderleben führten». Der Kardinal hatte auch berichtet, daß diese Weise religiösen Sprechens den Menschen so sehr gefalle, daß dadurch Feindschaft und Streitigkeiten beseitigt würden. Blaquerna weiß, daß diese vorbildlichen Dichter und Sänger sich «Sufis» nennen: «Sie verfügen über Liebesworte und kurze Exempel, die das Herz des

Menschen stark bewegen. Die Worte bedürfen aber zugleich eines verstehenden Bemühens. Dann erhebt sich der Geist zu den Höhen der Kontemplation und zieht den Willen mit seinem Liebesvermögen nach sich, so daß sich die Anbetung im gottberührten Herzen vertieft.» Nach diesem Vorbild will Blaquerna sein Buch schreiben, und er mag dabei auch ruhig einiges übernehmen, was er in dem Buch «aus der Barberei» gefunden hat (Blaquerna Kap. 88 und 96–98).

Das war nun ganz ein Buch nach dem Herzen Ramon-Blaquernas, nur darf diese dichterische Fiktion nicht zu wörtlich genommen werden. Llull besaß kein solches Buch, das er dann einfach nur ins Katalanische übersetzt hätte. Wohl aber fand er in seiner mallorquinisch-katalanischen Umgebung wie auch auf seinen frühen Pilgerreisen und nicht zuletzt durch seinen arabischen Hauslehrer reichlich Gelegenheit, Prosa und Lyrik der islamischen Mystiker, die sich Sufis nannten, kennenzulernen.

Sufi-Mystik

Die Benennung «Sufi» bezieht sich wahrscheinlich auf die Wollmäntel, die diese islamischen Mystiker trugen. Das Tragen von Wolle war im Mittelalter Ausdruck eines sowohl asketischen wie bescheidenen Lebens – die Stoffe waren von einer uns Heutigen unbekanntem groben Rauheit.

Die Buchreligion des Propheten förderte in den Gläubigen die intellektuelle Seite – so mußte dann auch

eine emotionalere und weniger orthodoxe Gegenbewegung kommen, eben jene der Sufis, die als Gottliebende und Gottesfreunde Kontemplation, Armut und oft auch ein nur in Gott beheimatetes Wanderdasein lebten. Sie organisierten sich bald zu Bruderschaften, jedoch ohne Verpflichtung zur «Jungfräulichkeit» wie in den christlichen Orden. Doch darf man nicht meinen, der affektive Zug fördere die «Subjektivität» – zumindest nicht der Absicht nach. Denn Quelle der kontemplativen Inspiration war und blieb der Koran, aus ihm kommen die meisten Bilder, kommt die Polyphonie der Wortbedeutungen, kommt die Neigung zur Poetisierung auch der Prosa. Schriftliche Zeugnisse der Sufi-Mystik besitzen wir kontinuierlich vom 8. Jahrhundert an, wobei der mögliche christliche Einfluß wohl nicht zu leugnen, aber in seiner Bedeutung umstritten ist.

Auch große Lyriker, wie etwa der «Afghane» Dschelāluddīn Rūmī, waren Sufis. Und der aus der Unsagbarkeit mystischer Erfahrung hervorgehende Brauch, in einer religiös zu deutenden «weltlichen» Liebeslyrik ihren Ausdruck zu suchen, fand gerade auch in Spanien bedeutende Vertreter, wie etwa in Ibn ʿArabī († 1240), der diese Kunst aufs höchste entwickelte. Ein spätes Echo mag unser «cherubinischer Wandersmann» Angelus Silesius sein, als atemberaubendstes Zeugnis gilt der große spanische Lyriker und Mystiker Johannes vom Kreuz mit seinem «Geistlichen Gesang».

Dabei wird aber meist übersehen, daß es auf der iberischen Halbinsel schon im 13. Jahrhundert einen

nicht minder großen und in seiner Deutungsabsicht ähnlichen «Geistlichen Gesang» gab, nämlich das altkatalanische «Buch vom Freunde und vom Geliebten» des Ramon Llull. Während Johannes an das Hohelied der Bibel anknüpft, ist Llulls Beziehung zu diesem hebräischen Werk locker – dafür aber knüpft er eng und direkt an die Sufi-Kunst an, die, wie schon Plato, die Liebesbeziehung unter Männern als geistiger und sublimierter beurteilt.

Durchgehend ist darum in der Sufi-Mystik Allah der Geliebte, der Mystiker aber der «Liebende» oder, wo der Ton mehr auf Denken und gnadenhafter Erkenntnis liegt, der «Freund». Llulls Hauptperson ist der Freund, die «Liebenden» erscheinen mehr als Randfiguren. Vielleicht, weil für ihn Erkennen und Lieben einander bedingten, das Erkennen aber noch schneller war (vgl. Nr. 19), vielleicht noch mehr, weil das arabische Wort für Freund, «walī», zugleich «Heiliger» bedeutet, «jemand, der unter speziellem Schutz steht», wie Annemarie Schimmel übersetzt. Damit war das Mauren und Christen gemeinsame Ziel der Heiligkeit angegeben. Vor allem aber unterscheidet sich der Freund, der «amic», dadurch von Gott, dem «amat», daß Gott zuerst und unmittelbar die Liebe zukommt, die der Freund erst teils erlernen, teils sich schenken lassen muß und darf. Auch hatte zu Llulls Zeit der Begriff des «Gottesfreundes» durch Thomas von Aquin seine besondere Ausformung als Verwirklichung der «caritas» gefunden. Wobei freilich Ramon Llull deutlich macht, daß der Freund ein Mensch ist, der auszieht, um das Lieben zu lernen, und der vorlebt, daß

«caritas» dürr bleibt ohne die Grundlage der «passio amoris», der leidenschaftlichen und leidenden menschlichen Liebe.

Das «Buch vom Freunde und vom Geliebten» ist durchsetzt von Bildern, Motiven, Gewohnheiten des Denkens und Fühlens der islamischen Gesprächspartner des Missionars Ramon, der sich selbst in Tracht und Lebensführung nicht nur den Franziskanern, sondern auch den Sufis angeglichen hatte, was bei der Verwandtschaft und den Berührungspunkten der beiden religiösen Bewegungen nicht schwer war. Mit Sicherheit las Llull al-Ghazzālī, und einige Texte aus der Sufi-Tradition scheinen sogar wörtlich übernommen. Als Nichtorientalistin kann ich hier nur vorsichtig z. B. auf die Nummern 5, 25 oder 173 verweisen und jene Verse des großen al-Halladsch zitieren, die ich in einem bekannten Buch Americo Castros fand. Sie stimmen fast wörtlich mit Llulls Nr. 219 überein, wie der Leser leicht vergleichen kann:

«Ich habe meinen Herrn mit den Augen des Herzens
gesehen

und gesagt: Es besteht kein Zweifel, daß du bist.

Du bist derjenige, der in allem WO ist,

und dort, wo es kein WO gibt, dort bist du.

Du stehst an der Grenze zwischen Nähe und Ferne,
und das WO weiß nicht, wo du bist.» (310).

Vor allem aber sind da die für die Sufi-Mystik so charakteristischen Bilder des Auf- und Abstiegs, die zu einer auch von Llull sehr geschätzten Kreisbewegung führen, sind die Freuden und Leiden der Liebe un-

trennbar, aber doch mit der Betonung läuternder Leiden (Heimsuchungen, Bedrängnisse, Mühen, Gefahren) unterschieden. Der Freund muß als sehnsüchtig Suchender wandern, muß in seinen inneren Wandlungen mehrfach «sterben», worauf ihn der Geliebte wieder «belebt», er gerät in die schwindelnde Höhe ekstatischer Wortwiederholungen, er muß immer aufs neue seine Hingabe, seine Dankbarkeit, seinen Gehorsam und die Leidenschaft des Dienens beweisen. Sein in der Gottverbundenheit erworbenes weltüberlegenes Wissen läßt ihn als «Narren» erscheinen, der seine Narrheit ungestraft ausspricht, die weise ist wie die «Torheit» in den Briefen des wesensverwandten Apostels Paulus.

Der kontemplative Weg ist der des «Gottgedenkens», des «Dhikr», wie es arabisch heißt. Jedenfalls scheint mir, daß Llull, in Ermangelung eines entsprechenden katalanischen Wortes, dafür oft «Gedanken» oder «Erinnern» sagt, wenn er eben dieses Gottgedenken meint. Meine Übersetzung bemüht sich, das zu zeigen. Typisch ist auch die assoziative Gedankenentwicklung (oder Aneinanderreihung der Texte) und das der Llullschen Scholastik entgegenkommende Denken oder Fühlen in Gegensätzen, wie: Furcht und Hoffnung, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, Anfang und Ende, Enge und Weite, um nur einiges zu nennen.

Obwohl es auch Dialoge und gleichnishafte Geschichten gibt, überwiegt doch die Form der «Sprüche», die zu übernehmen für Llull nahelag, weil sie auch aus dem Alten Testament, den Sprüchen Salomos etwa, dem Christentum vertraut ist. Es ist eine poeti-

sche Prosa, rhythmische Wirkungen und das aufeinander abgestimmte Spiel der Vokale nähern sie der Lyrik, wozu noch, ähnlich wie bei den Psalmen, eine Strukturierung der Wortfolgen durch Parallelismen und Antithesen als eigentlich formendes Prinzip kommt. Es ist das Vorgehen der zwischen Vers und Prosa angesiedelten «Versikel» mit ihren abgegrenzten Zeilen verschiedener Länge. Ich habe es darum gewagt, erstmalig auch Llulls Texte in (leicht modernisierten) Versikeln zu schreiben. So tritt ihr Aufbau besser hervor und sind sie ihrem orientalischen Vorbild näher.

Hat nun aber Llull bei so viel Anleihen sein Christentum ein wenig verändert, vielleicht gar zum Teil verlassen? Keineswegs, er benutzt alle diese poetischen, emotionalen und konstruktiven Möglichkeiten in einer übertragenen Weise, die er selbst als «metaphorisch» bezeichnet, wie noch näher gezeigt werden soll. Dazu ist ihm die eigene Ausbildung als christlicher Troubadour eine Hilfe.

Troubadourlyrik

Katalonien ist der Vermittler der provenzalischen Troubadourdichtung an die südliche Romania. Schon in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts beherrschten Katalanen sowohl die provenzalische Sprache wie die Kunst ihrer Dichtung. Umgekehrt schrieben auch die provenzalischen Troubadours oft in mehreren romanischen Sprachen oder Dialekten. Es gehörte

zum «Berufsbild», daß man viel reiste, daß man ein kosmopolitisches Fluidum besaß.

Ramon Llull wächst in den Traditionen der Troubadourdichtung auf, seine Vertrautheit mit der provenzalischen Sprache und den Schlüsselwörtern ihrer Dichtung ist oft spürbar, wenn uns auch von seinem frühen weltlichen Minnesang nichts erhalten ist. In hohem Alter schreibt er ein Gedicht, ein «Lebenslied», so könnte man es nennen, in dem er sagt:

«Lob, Preis und Ehr' dem höchsten Herrn!
Mein Lieben send' ich ihm von fern,
in seinem Glanze lebt' ich gern,
wär' ich nicht, ach, ein Sünder nur;
doch schritt ich freudig durch die Flur
als mancher Bücher Troubadour.»

Mit diesen Versen beweist Llull, was für die Troubadourkunst überhaupt gilt: ihre Schöpfer leiten die Ära modernen Dichtens ein, denn mit ihrer Hervorhebung des Individuellen, mit der Betonung des persönlichen Schaffens sind sie nicht mehr «mittelalterlich». Doch ist es ungewöhnlich für einen Troubadour, daß Ramon statt von Gedichten von seinen «Büchern» spricht.

Das zeigt, daß er sich seiner einmaligen Rolle bewußt ist. Er überschreitet den Formen- und Themenkreis des Minnesangs. Darum muß auch das «Buch vom Freunde und vom Geliebten» nicht mehr versuchen, jene formale Strenge zu wahren, die Hauptkennzeichen der Troubadourkunst war. Statt dessen die lockere Handhabung von Klang und Rhythmus, ein klug-beseeltes Schwingen zwischen Vers und Prosa,

das mit den Themen, Motiven, Bildern und Schlüsselwörtern provenzalischen Dichtens die ganz bestimmte Atmosphäre eines ebenso emotionalen wie geistigen Liebens schafft.

Die Troubadourdichtung lebt von der Unerreichbarkeit der verheirateten, ethisch untadeligen und in die Sphären göttlicher Vollkommenheit erhobenen Herzensdame. Man hat auch schon die Vermutung geäußert, dieses Dichten sei eine Säkularisierung ursprünglich religiöser Traditionen. Jedenfalls gibt es Überschneidungen mit der Sufi-Mystik, die Llull willkommen sein mußten, da sie die beabsichtigte religiöse Deutung motivieren und erleichtern. Die Tatsache, daß bis heute die Beziehungen zwischen arabischer Lyrik und Troubadourdichtung noch endgültiger Klärung harren, zeugt für die Enge der Verflechtung. Auch der Troubadour kann vor Liebe «när-risch» sein, die Abwesenheit der Geliebten steigert seine Sehnsucht bis ins Unerträgliche, und seine Dame erlegt ihm Prüfungen auf, die sein ganzes Wesen läutern. Die bestandenen Prüfungen dienen aber dem Ansehen und der «Ehre» der verehrten Dame, auch wenn er ihren Namen nicht preisgibt, sondern sie in einem symbolischen «Zeichen» seinem Leben verbindet. Llull nutzt den feudalen Klang des Troubadourbegriffs der Ehre, die auch mit Herrschaft über Land und Leute zu tun hat, eine Metapher für das ersehnte religiös ge-einte Weltreich des Friedens.

Und er bedient sich der «Requisiten» der Troubadourlyrik: des Kerkers der Liebe und des höfischen Liebesdisputs vor einem sachverständig richtenden

Tribunal, des Unterschieds zwischen schmerzlich läuterndem «Lieben» (amors) und dem allegorisch personifizierten Auftreten der «Liebe» (amor), die das Paar Liebender–Geliebter zur symbolträchtigen Dreiheit ergänzt. Er bringt Lobpreiser und Tadler in Bilder des «Lustorts», er pflegt den Trost und die Freude des «so-laç». Dieses ganze Instrumentarium beherrscht er virtuos, indem er es frei für seine christlichen Zwecke verwendet.

Christliche Metapher

Für die Texte des «Buches vom Freunde und vom Geliebten» wurde keine allgemein anerkannte Bezeichnung gefunden, ausgenommen vielleicht der Ausdruck «Versikel», woraus jedoch keine weiteren Konsequenzen gezogen wurden. Man sagte «Sprüche», «Aphorismen», «Maximen», «Exempel», «Parabeln». Llull selbst aber überschrieb alle diese Texte mit dem Wort «Metaphern».

Freilich meinte er Metapher nicht im linguistischen, sondern im philosophischen Sinne. Sein Gesamtwerk zeigt, daß er unter «Metapher» eine Erkenntnis vermittelnde Übertragung auf vergleichender Basis verstand, jedoch immer in komplexer Weise. Es war vielleicht diese Komplexität, die ihn das in seiner Zeit so beliebte Wort «Analogie» meiden ließ, denn er hätte es von Fall zu Fall erläutern müssen. Er sagt «Metapher», wenn es um die Anwendung seiner auf bestimmten

Prinzipien beruhenden Künste der Wahrheitsfindung geht. In seinen «Prinzipien der Medizin» (1274–1278?) definiert er «Metapher» als eine Erkenntnishilfe, «die sich auf verschiedene Erscheinungsformen zugleich bezieht» (I,5). Er meint also verzweigte Analogiesysteme, wie er sie etwa in seinen Baumdiagrammen dargestellt hat oder in seinen berühmten Kombinationen von Kreisen, Dreiecken und vor allem Gottes Attribute symbolisierenden Buchstaben, wobei Gott selbst als Mittelpunkt alles ganzheitlich-identisch in sich vereint.

Ich habe das Wort «Metapher» in der Überschrift darum unverändert übernommen, weil es ein «Programm» bedeutet, eine Aussage über die lockere, aber doch dynamische Struktur des Buches. Es arbeitet «metaphorisch» mit verschiedenen Arten von Analogien, d. h. von Verhältnissen und Beziehungen von Verhältnissen (Attributions- und Proportionsanalogien). So geht es einerseits um den Vergleich und die Übertragung bestimmter Eigenschaften, die einer Beziehung gemeinsam sind, wie Gott und dem Geschöpf das Sein, wie dem Geliebten und dem Freunde die Liebe.

Andererseits zweigen davon dann wieder die komplexen Vergleiche der Beziehungen ab: des Christen zu Christus/Gott, des Moslems zu Allah, des Troubadours zur Dame oder des Vasallen zum Herrn. «Übertragen», also metaphorisch im Sinne Llulls gebraucht werden dabei auch Formen und Bilder der Sufi-Mystik und Troubadourlyrik, Denkbilder islamischer und christlicher Scholastik und, nicht zuletzt, die von Gott

gelenkte Verwandlung des kontemplativen Mystikers. Sie ist die alles durchziehende Metapher.

Dennoch wird kein «mystischer Weg» aufgewiesen. Der auf ihm erfahrene Llull setzt ihn vielmehr voraus, zeigt sein Auf und Ab, seine Freuden, Leiden und Gefahren, denn nicht die Unio mystica ist ihm letztes Ziel. Sie ist ihm vielmehr Durchgang, Notwendigkeit und Kraftquell auf dem Wege zum Apostolat, zum unermüdlichen missionarischen Wirken in der Nachfolge Christi.

Praktisch spielt dabei die Kontemplation die entscheidende Rolle, bewirkt sie doch durch die Vertiefung in das in Christus sichtbar gewordene Wesen Gottes jene notwendige Umwandlung der Seelenvermögen «Verstand, Gedächtnis, Wille», die später ein Johannes vom Kreuz mit seinen «Nächten» systematisieren wird. Llulls Kontemplationsmethode ist eine meditative Versenkung in die dem menschlichen Erkennen zugänglichen göttlichen «Attribute» oder «Vollkommenheiten» (auch «Würden», «Herrlichkeit»), in denen Schöpfung, Menschwerdung und Erlösung ebenso gründen wie Christi demütiges Lieben und Leiden.

Da die Attribute Gottes erst im Prisma der menschlichen Erkenntnis zerlegt werden, wechselt ihre Anzahl in Llulls Lebens- und Werkphasen, wie sich an seinen systematischen «Künsten» ablesen läßt. In der «Zusammengefaßten Kunst der Wahrheitsfindung», die er etwa gleichzeitig schreibt wie die in den «Blauquerna» eingeschlossene «Perle», sind es 16 – sie finden sich auch als absolute Prinzipien, ebenso wie die

dazugehörigen Relationen, im «Buch vom Freunde und vom Geliebten»*.

Daraus wiederum wird nicht nur deutlich, wie eng bei Ramon Llull Wahrheit und Mystik, Erkenntnis und Liebe zusammengehören. Es zeigt auch den Zweck des «Buches vom Freunde und vom Geliebten»: Es soll eine Hilfe sein in der Nachfolge Christi, ein Wegweiser für Wirkende in der Mission und Glaubenslehre. Denn, anders als der Gott der Moslems, anders als die ins Männliche übertragene Dame des Troubadours, verläßt der Geliebte des «Freundes» immer wieder «seine erhabenen Höhen», muß er auf Erden mißachtet, verspottet, gekreuzigt werden. Und so sind die «Trauer und Tränen» des Freundes auf seinen rauhen und steinigen Wegen Zeichen begnadeter Nachfolge, zielt sein «Sehnsuchtsleid» letztlich nicht auf das persönliche Heil und die beglückende Gotteserfahrung, sondern auf das Wirken aus dem Geiste Christi, also auf die Heimholung der Menschheit: Dieses ist die große «Metapher», der beziehungsreiche Vergleich, dessen Bogen sich über das Ganze wölbt.

Die Methode der Kontemplation aber, die Formen, Bilder, die Art des Sprechens in dem kleinen Kontemplationsbuch machen es letztlich zum Missionsbuch,

* Es sind: Gutheit, Größe, Dauer, Macht, Weisheit, Wille, Vollkommenheit, Wirkkraft, Wahrheit, Herrlichkeit, Herrschaft, Gerechtigkeit, Großmut, Barmherzigkeit, Demut, Geduld. Vgl. u. a. Nr. 33, 37, 41, 83, 256, 298, 325, 326, 327. Eine Untersuchung dieser Zusammenhänge fehlt.

Die relativen Prinzipien sind: Minderheit–Gleichheit–Mehrheit, Verschiedenheit–Übereinstimmung–Gegensätzlichkeit, Anfang–Mitte–Ende. Hinzu kommen wertende Fragenkataloge.

gedacht vielleicht für die dreizehn Franziskaner in Miramar und ihre von Ramon ersehnten Nachfolger in aller Welt. Es konnte ihnen helfen, sich christlicher zu verwurzeln, ihre moslemischen Gesprächspartner besser zu verstehen und bei diesen einige Sympathie zu erregen.

Ist Ramon Llull, der selige Märtyrer, wirklich mit seinem Missionswerk gescheitert? Heute, da auch unsere westliche Welt Missionsland ist, könnte das «Buch vom Freunde und vom Geliebten» diese Frage in ganz neuen Dimensionen beantworten.

Allerdings ist es kein Buch zur schnellen Lektüre, es erschließt sich nur meditativ. Dann aber eröffnen sich immer neue Horizonte des Verstehens. Darum entsprechen diese Texte sowohl in ihrer geistlichen Fülle als auch in ihrer zeitsparenden Knappheit unseren heutigen Bedürfnissen. Ein literarisches Werk und zugleich ein kleines praktisches Gebrauchsbuch. Dem seligen Ramon sei Dank!*

Hamburg, den 3. März 1988

Erika Lorenz

* Danken möchte ich auch Herrn Dr. Fernando Domínguez Reboiras vom Raimundus-Lullus-Institut der Universität Freiburg, der so großzügig war, mir das älteste lateinische Manuskript in seiner Transskription zugänglich zu machen, so daß ich die altkatalanischen Editionen mit einer Handschrift vergleichen konnte, die älter ist als die erhaltenen Manuskripte des Originaltextes. Dieser altkatalanische Text wurde erst 1896 im Druck veröffentlicht, alle früheren zahlreichen Übersetzungen orientierten sich an den lateinischen

und französischen Manuskripten und Editionen. Darum hat der Originaltext erst eine kurze Tradition und ist dem Verständnis noch wenig erschlossen.

Ebenso danke ich Herrn Pater Dr. Willibald Kuhnigk OSB vom norddeutschen Benediktinerkloster Nütschau, der mir half, mich auf den verschlungenen Pfaden scholastischer Denk- und Sprachstrukturen zurechtzufinden.

Prolog

Blaquerna war ins Gebet versenkt, und er gab acht auf die Weise, wie er Gott und seine Vollkommenheiten betrachtete. Als er sein Gebet beendet hatte, schrieb er die Gegenstände seiner Gottesbetrachtung nieder.

So tat er alle Tage, und er wechselte immer wieder die Ausgangspunkte, damit das «Buch vom Freunde und vom Geliebten» viele Weisen des Meditierens biete, die kurz gefaßt sein müssen, damit die Seele in kurzer Zeit viele durchlaufen kann.

Und mit Gottes Segen begann Blaquerna sein Buch, das er in so viele Abschnitte («Verse») einteilte, wie das Jahr Tage hat. Jeder Abschnitt genügt für einen ganzen Tag der Gottesbetrachtung, entsprechend der Kunst und Anleitung des «Buches der Kontemplation»*.

* Ramon meint das «Buch der Kontemplation in Gott», das er zuvor (1271–1273) geschrieben hatte. Es bringt für jeden Tag des Jahres ein langes Kapitel, Schaltjahre eingeschlossen, so daß es 366 Kapitel sind, in denen schon manches auf das «Buch vom Freunde und vom Geliebten» vorausdeutet. Da er im Prolog «Art del libre de Contemplació» sagt, wird diese Stelle meist als Hinweis auf die «Art de Contemplació» überschriebenen Kapitel verstanden, die dem «Libre de Amic e Amat» folgen. Diese «Kunst der Kontemplation» hat aber nur eine thematische Anordnung und keinen chronologischen Bezug.